

O-Ton Valentina Dobrosavljevic:

Mein Name ist mein Name, und der gehört zu mir, und ich leg ihn nicht ab, und ich möchte das auch nicht. Weil der mich daran erinnert, dass ich anders bin.

Sprecherin:

Valentina Dobrosavljevic, Redakteurin

O-Ton Giovanni La Placa:

Ich werde auf meine italienischen Wurzeln nie verzichten, das ist meine Geschichte, meine Biographie. Ich werde aber auch nie sagen, ich fühl mich in Köln unwohl, weil ich fühle mich einfach wohl in Köln.

Sprecherin:

Giovanni La Placa, Chirurg

O-Ton Metim Aydogdu:

Ich war ja im Kindergarten und da lernt man ja deutsch. Zuhause redet man türkisch mit Eltern und im Kindergarten dann halt deutsch und das ist dann so ne Art zweite Muttersprache.

Sprecherin:

Metim Aydogdu, Drucker

O-Ton Aifer Aydogdu:

Man merkt schon, dass man anders ist, ja, wie auch in der Türkei, wenn ich in der Türkei bin, bin ich keine Türkin, da bin ich ja Deutschtürkin. Und hier ist man eher türkisch-deutsch.

Sprecherin

Aifer Aydogdu, Bürokauffrau

Valentina Dobrosavljevic, Giovanni la Placa, Metim und Aifer Aydogdu stehen für viele Frauen und Männer, deren Eltern in den Sechziger- und Siebzigerjahren als Arbeitsmigranten und -migrantinnen nach Deutschland gekommen waren. Was damals hieß: Sie sollten in den Firmen, die sie angeworben hatten, eine Zeitlang an den Fließbändern stehen und dann wieder gehen. Mussten in schäbigen Unterkünften schlafen und sollten ansonsten nur eines tun: arbeiten. Doch sie blieben länger als – sowohl von den Unternehmen, als auch von ihnen selbst - vorgesehen. Zogen in Wohnungen um und ließen ihre Frauen und die Kinder nachkommen. Wurden in Deutschland sesshaft.

O-Ton Giovanni La Placa:

Mein Vater war schon einige Jahre zuvor hier gewesen, meine Mutter kam ein Jahr bevor sie uns abholte, 1970 hier hin und 1971 kam dann der Rest der Familie nach Deutschland. Ich hatte noch zwei Schwestern, eine vier Jahre ältere Schwester und eine sechs Jahre jüngere Schwester. Meine Eltern, die mittlerweile beide verstorben sind, stammten aus Zentralsizilien, aus einem kleinen Dorf. Ich hab in diesem Dorf, das heißt Santa Caterina Villarmosa, die ersten elf Lebensjahre verbracht.

Sprecherin:

In Deutschland wechselte Giovanni la Placa mehrmals die Schule. Nicht, weil ihm das Lernen schwerfiel, sondern weil er, wie viele Migrantenkinder, mit anderen Situationen konfrontiert war als Kinder von deutschen Eltern. 2017 untersuchte das Institut der deutschen Wirtschaft in Köln den schulischen Werdegang von Migrantenkindern. Und fand heraus: 31 Prozent, also fast ein Drittel derer, die bereits in Deutschland geboren wurden, hatten keinen berufsqualifizierenden Abschluss. Bei Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund waren es 11,8 Prozent. Dabei haben eingewanderte Eltern oft höhere Bildungsziele für ihre Kinder als deutsche Eltern. Aber, so die Studie weiter:

Sprecher:

Vergleichsweise viele von ihnen sind bildungsfern und einkommensschwach. Es gibt schon

im Kindergartenalter erhebliche Kompetenzunterschiede zwischen Kindern mit und ohne Einwanderungsgeschichte. Zudem besuchen viele Kinder aus Migrantenfamilien erst relativ spät Betreuungseinrichtungen, wodurch sie nicht früh genug Deutsch lernen. Und durch ihre schlechteren Leistungen am Ende der Grundschule gehen deutlich weniger Kinder aus Migrantenfamilien aufs Gymnasium und machen Abitur.

Sprecherin:

Gleichzeitig aber ergibt eine aktuelle Studie desselben Instituts:

Sprecher:

Kinder mit ausländischen Wurzeln haben im Durchschnitt eine deutlich höhere Lernmotivation in der Schule als andere Kinder.

O-Ton Giovanni La Placa:

Ganz wichtig war für meinen Vater: ihr geht zur Schule! Und wenn die Schule zu Ende ist, dürft ihr im Sommer mit mir aufs Land kommen. Obwohl mein Vater Analphabet war, das darf man nicht vergessen.

Sprecherin:

Giovanni La Placa ist Chirurg und mit einer Frau verheiratet, die wie er als „Gastarbeiter“-Kind nach Deutschland kam. Wo beide sich seither zuhause fühlen. Im Urlaub aber fahren sie fast immer nach Italien – ihre ursprünglich erste und nun zweite Heimat. Giovanni La Placas Vater war in Sizilien Landwirt gewesen. Der Sohn, der selbst Arzt geworden ist, erzählt das voller Anerkennung.

O-Ton Giovanni La Placa:

Das Land wurde aufgeteilt zwischen ihm und seinem Bruder, er ist sozusagen selbständiger Landwirt gewesen. Natürlich nicht in der moderneren Form, wie man sich das vorstellt, mit landwirtschaftlichen Maschinen, er besaß einen Maulesel, einen Esel und vielleicht ne Ziege. Ich erinnere mich noch sehr gerne dran. Wir haben dann meinem Vater geholfen, meine ältere Schwester und ich, zum Beispiel Getreide einzusammeln, Obst zu ernten, Oliven zu ernten, den Wein zu ernten. Das war schön.

Sprecherin:

Eine Familie mit drei Kindern konnte jedoch allein von der Landwirtschaft nicht gut leben. Und so wurde der Vater zum „Gastarbeiter“.

O-Ton Giovanni La Placa:

In Deutschland ist er in einer Fabrik gelandet. Am Fließband, ungelernter Arbeiter. Das war eine metallverarbeitende Firma, die haben Regalsysteme hergestellt. Er hat diese Bleche aufgehängt oder runter genommen von diesem Fließband, nachdem die lackiert worden waren. Ich hab das selber gesehen weil ich in den Schulferien mir das angeschaut habe und wissen wollte, was mein Vater so acht bis zehn, manchmal zwölf Stunden lang in dieser Fabrik da macht, um das Geld nachhause zu bringen. Ich fand das grauenhaft. „Papa, wie kannst du das jahrzehntelang so machen?!“ Aber er sagte, „ja, dieses Geld, das ich hier bekomme, auf Sizilien, auf dem Land da hätte ich viel länger gebraucht um das zu verdienen - für Euch, um Euch eine bessere Zukunft zu geben.“

Erzählerin:

Giovanni La Placas Vater hatte schon einmal, Anfang der Sechzigerjahre in Deutschland gearbeitet. War zurückgekehrt – um dann doch wieder aufzubrechen. Was seiner Frau ganz und gar nicht behagte. Und so verlangte sie von ihrem Mann, dass er diesmal die Familie nachkommen ließ. Was er denn auch tat.

O-Ton Giovanni La Placa:

Die Mutter, ja, die war schon ne sehr, sehr starke Persönlichkeit. Die ist nach Deutschland gekommen und hat direkt auch angefangen zu arbeiten in derselben Fabrik wie mein Vater. Und als sie uns dann geholt hat, hat sie weitergearbeitet. Die war nicht zuhause, weil das Ziel meiner Eltern war, das Häuschen, das sie auf Sizilien hatten, das war relativ alt, auf diesem Grundstück ein neues Haus zu bauen, und nach einigen Jahren, nachdem das Haus dann fertiggestellt war, nach Sizilien zurück zu gehen. Das war der Traum.

Erzählerin:

So landete der elfjährige Giovanni, der in Italien gerade die Grundschule abgeschlossen hatte, im Sauerland. Besuchte nun erst einmal eine Schule, an der sowohl auf Italienisch als auch auf Deutsch unterrichtet wurde, und dann die normale deutsche Hauptschule. Brachte seine kleine Schwester jeden Morgen zu der sizilianischen Familie, die auf sie aufpasste. Und holte sie abends wieder ab, wenn die Mutter Überstunden machte und später nach Hause kam. Seine ältere Schwester arbeitete bereits in derselben Fabrik wie die Eltern, erzählt er mit einem leisen Bedauern:

O-Ton Giovanni la Placa:

Da sie aus dem Schulalter raus war, hat man sie gar nicht mehr im deutschen Schulsystem integriert. Sie hat in Deutschland überhaupt keine Schule besucht, hat nie richtig Deutsch gelernt, lernen können, obwohl sie das am Ende relativ gut konnte, weil sie durch die Kollegen in dieser Fabrik einiges lernen konnte.

Erzählerin:

Giovanni la Placas jüngere Schwester machte eine Ausbildung zur Friseurin und arbeitet heute noch in ihrem Beruf. Er selbst machte erst einmal die Mittlere Reife – und bekam die Empfehlung, nun auf das Gymnasium zu wechseln. Doch sein Vater war dagegen. Meinte, der Junge solle endlich Geld verdienen. Also begann Giovanni la Placa eine Ausbildung zum Büromaschinentechner.

O-Ton Giovanni la Placa:

Aber nach einem Jahr hab ich dann die Ausbildung abgebrochen. Da gab's diese Trockenkopierer, ich durfte dieses ganze Zeug immer ausblasen aus diesen Kästen, während der andere Kollege, der mit mir zusammen die Ausbildung gemacht hat, der wurde vom Meister mitgenommen. Ich hab schon gespürt, das ist keine gleiche Behandlung, da musst du raus, das ist nichts für dich.

Erzählerin

Einer seiner ehemaligen Lehrer in der deutsch-italienischen Klasse schlug ihm vor, auf das Istituto Magistrale in Köln zu gehen. Das war eine weiterführende Schule, an der man das

italienische Abitur machen konnte und anschließend eine Ausbildung zum Grundschullehrer. Giovanni la Placa fand die Idee großartig. Und konnte auch seine Eltern davon überzeugen:

O-Ton Giovanni la Placa:

Ich hab gesagt, wenn ich auf diese Schule gehe, dann werde ich erstmal Grundschullehrer. Der Lehrer, der hier ist, der wird in Rente gehen, den kann ich da beerben, und dann hab ich auch einen italienischen Hintergrund. Und wenn ihr mal eines Tages meint, nach Sizilien zurückkehren zu wollen, könnte ich auch dort als Grundschullehrer arbeiten.

Erzählerin:

So ging Giovanni la Placa erneut zur Schule, machte das pädagogische Fachabitur und hätte fortan italienische Kinder unterrichten können. Doch dazu kam es nicht. Sein Vater war nach all den Jahren am Fließband de facto nicht mehr arbeitsfähig. Musste aber weiterarbeiten, da ihm kein Arzt ein entsprechendes Attest ausstellte. Und so, fand Giovanni la Placa heraus, erging es vielen sogenannten „Gastarbeitern“. Diese Erkenntnis machte ihn nicht nur wütend. Sie ließ ihn auch darüber nachdenken, ob er selbst etwas tun könnte, das für seinem Vater und all die anderen hilfreich wäre.

O-Ton Giovanni la Placa:

Und da kam mir die Idee, diese Leute brauchen auch Ärzte, die ihre Sprache können, die ihre Geschichte, ihre Biographie kennen, damit man sie versteht. Und das hat mir die Motivation gegeben, Medizin zu studieren. Das war so der springende Punkt, zu sagen, wir brauchen Ärzte, die auch unsere Leute behandeln können.

Erzählerin:

Das Studium finanzierte er sich mit Stipendien und indem er in den Ferien und später auch noch während des Semesters in Kliniken arbeitete. Dabei stellte er fest, dass Patienten und Patientinnen, die selbst Migranten oder Kinder von Migranten waren, sehr positiv auf ihn reagierten. Ihm vertrauten, obwohl er noch gar kein fertiger Arzt war. Dieselbe Erfahrung machte er schließlich erneut, als er begann, als Chirurg in der Klinik zu arbeiten. Und er

macht sie immer noch und immer wieder. Was ihn wiederum in seiner Vermutung bestärkt, dass Menschen wie er dringend als Ärzte benötigt werden.

O-Ton Giovanni La Placa:

Wir haben auch ausländische Patienten, und ich sag immer, die kommen zu dir, weil die spüren, der kann wahrscheinlich deine Probleme besser verstehen als ein deutscher Arzt. Diese Problematik des ausgewandert seins, des sich in einer deutschen Gesellschaft anpassen zu müssen. Das ist interessant, das ist ein Phänomen was ich immer wieder beobachte, ja. Nur weil du einen ausländischen Namen hast, in dieser Hinsicht hilft dir das schon.

Erzählerin

So nötig sie auch wären – es gibt nicht allzu viele Ärztinnen und Ärzte wie Giovanni la Placa. Insgesamt haben die Kinder der „Gastarbeiter“ beruflich geringere Chancen als junge Menschen mit deutschen Wurzeln. Und die Benachteiligung setzt sich fort: So ergab zum Beispiel eine Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft, Köln:

Sprecher: Im Jahr 2017 waren 72,3 Prozent der 25- bis 44jährigen mit Migrationshintergrund erwerbstätig. Aber 87,2 Prozent der deutschstämmigen. Und: Auch die Erwerbssituation von Menschen, die bereits in Deutschland geboren oder im Kindesalter eingewandert sind, ist nur marginal besser.

Obwohl eingewanderte Eltern oft hohe Bildungsziele für ihre Kinder haben. Da jedoch viele von ihnen das sind, was man „bildungsfern“ nennt, zuhause ihre Muttersprache sprechen und den Kindern bei den Aufgaben nicht helfen können, bleibt es häufig bei den guten Wünschen.

O-Ton Aifer Aydogdu:

Meine Mutter war Hausfrau. Mein Vater hat damals in einer Waschmaschinenherstellungsfirma gearbeitet Ja, und dann kam ich und meine kleine Schwester auf die Welt.

Erzählerin:

Das war bereits in Deutschland, wohin Aifer Aydogdus Mutter dem Vater gefolgt war. Die beiden älteren Töchter mussten erst einmal in der Türkei bleiben. Denn die Zweizimmer-

wohnung, in der die Familie lebte, war so schon zu eng, und die Vermieterin hätte auch nicht zugelassen, dass nun noch zwei Kinder dazu kommen. Aber, erzählte Aifer Aydogdu Mutter ihr später:

O-Ton Aifer Aydogdu:

Irgendwann hat die Vermieterin meine Mutter jeden Abend weinen gehört und gesagt, warum sie halt weinen würde. Und daraufhin hatte mein Vater gesagt, ja wir haben zwei Kinder, die sind drüben und ja, klar, sie vermisst sie. Ja und dann war die Vermieterin wohl gnädig und hat gesagt, wissen Sie was, holen Sie eure zwei Kinder.

Erzählerin:

Schließlich bekam der Vater eine Anstellung bei den Ford-Werken in Köln und damit auch einen etwas besseren Lohn als in dem Betrieb, in dem er zuvor gearbeitet hatte. Die Familie konnte in eine größere Wohnung umziehen, und die beiden älteren Mädchen endlich aus der Türkei nachholen. Die sechsjährige Aifer bekam einen Platz in der Grundschule - und verbesserte so auch ihr Deutsch. Wirklich perfekt, sagt sie mit einem Lächeln, ist es aber nie geworden.

O-Ton Aifer Aydogdu:

Weil wir ja schon achtzig Prozent türkisch gesprochen haben. Und es war auch kein Mama und Papa, die gesagt haben, „ne, das heißt ´das` und nicht `die““. Solche Sachen, also Grammatik. Also damit hab ich immer noch mein Problem. Ja.

Erzählerin:

Dennoch: Aifer Aydogdu und ihre Schwester lernten Deutsch, besuchten eine deutsche Schule, wurden mit ihrer deutschen Umgebung vertraut. Während ihre Eltern kaum die Zeit und Gelegenheit hatten, die Sprache zu lernen. Weshalb – wie auch in vielen anderen Migrantenfamilien - Eltern und Kinder gelegentlich die Rollen tauschten. Und Aifer und ihre Schwester zum Beispiel schon als Jugendliche den Eltern bei allem halfen, was mit Behörden, Finanzen, Formularen zu tun hatte:

O-Ton Aifer Aydogdu:

Bei den Bankgeschäften, wenn's um Kredit ging, um Lebensversicherungen. Schreiben von den Krankenkassen, alles was zum Ausfüllen ist. Daher sind wir zwei eigentlich auch viel, viel selbständiger, selbstbewusster, insbesondere selbstbewusster geworden. Das hat uns ja nur weitergebracht.

Erzählerin:

Gleichzeitig weiß Aifer Aydogdu, dass ihre Eltern intelligente Menschen sind. Die nur nie die Chance bekommen hatten, ihre Intelligenz beruflich zu verwerten. Für sie selbst stand, nach einem Schulpraktikum als Schauwerbegestalterin – sprich: Schaufenster-Dekorateurin – fest: genau das wollte sie werden. Ihre Mutter war erst einmal dagegen. Sie wünschte sich, die Tochter würde eine Ausbildung zur Zahnarzhelferin machen, denn diesen Beruf könnte sie auch in der Türkei ausüben. Heute können beide darüber lachen. Doch damals dachten Aifer Aydogdus Eltern noch, die Familie würde in ein paar Jahren in die Türkei zurückkehren. Der Chef des Geschäfts jedoch, in dem Aifer Aydogdu das Praktikum machte, unterstützte sie:

O-Ton Aifer Aydogdu:

Der meinte, „sag nur früh genug Bescheid, weil hier sind so viele Bewerbungen! Und er meinte, „du hast alles was dieser Job braucht“, er wollte mich unbedingt ausbilden.

Erzählerin:

Was er dann auch tat. Und so arbeitete Aifer Aydogdu in ihrem Traumberuf, bis sie nicht mehr konnte.

O-Ton Aifer Aydogdu:

Mit 38, wo ich gemerkt habe, ich kann keine acht Stunden mehr auf der Leiter arbeiten und wie das abends dann in die Knochen geht, und hab ich gesagt, he, bevor der Zug komplett abfährt, ganz schnell noch was dazu, was man halt weniger körperlich sondern eher mit dem Geist erledigen muss.

Erzählerin:

Sie entschied sich für eine Ausbildung zur Bürokauffrau. Und arbeitet immer noch - und gerne - in derselben Firma. Nur die Stundenanzahl hat sie mittlerweile etwas reduziert. Ihr Sohn wohnt noch zuhause und sucht gerade eine Stelle. Die kleine Tochter geht auf die Montessori-Schule, in der es eine Ganztagsbetreuung gibt. Und wenn Aifer Aydogdu einmal nicht rechtzeitig zuhause sein kann, kümmert sich der Vater um die Kleine. Der als Medientechnologe etwas andere Arbeitszeiten hat. So lebt Aifer Aydogdu nicht viel anders als eine berufstätige Frau, deren Eltern Deutsche sind. Auf die Frage, als was sie selbst sich definiert, denkt sie erst einmal nach. Und sagt dann mit einem Lächeln:

O-Ton Aifer Aydogdu:

Wenn man's innerlich betrachtet, föhl ich mich mit beiden Kulturen aufgewachsen. Aber wenn man hier in deutschen Gesellschaften ist, merkt man schon, dass man anders ist. Das ist so Kleinigkeiten im Alltag halt. Ich glaube nicht, dass viele Deutsche gefragt werden, „woher kommst du?“. Und wir werden immer gefragt, „woher kommst du, bist du Italienerin, bist du Griechin?“. Wo ich dann sage, nein ich bin Türkin, da kommen schon so kleine Kommentare, „oh, ja, echt? Man sieht's dir nicht an!“ Weil ich vielleicht kein Kopftuch trage oder keine Ahnung, oder auch keinen dunklen Teint habe. Ich weiß es nicht, was sie für ein Bild im Kopf haben wie ne Türkin aussehen sollte.

Erzählerin:

Im Urlaub, in der Türkei, erlebt sie dann die andere Variante von implizitem Ausschluss: Da muss sie Touristenpreise bezahlen und wird auch sonst nicht wie eine Einheimische behandelt.

O-Ton Aifer Aydogdu:

Wo ich dann wirklich mal eine gefragt habe, hey, woran merkt ihr, dass wir nicht aus der Türkei sind, steht hier irgendwo ein Schild“ ich komme aus Deutschland“ oder was? Die meinte, man merkt es an unserer Sprache, an unserer Haltung, ja das sind so wirklich kleinste Details wo man wirklich nicht darüber nachdenkt. Sie meinte ihr habt einen ganz anderen Gang drauf. Wo ich dann halt wirklich baff war darüber und

mich mal hingeworfen habe und Menschen beobachtet habe, ob ich das sehen kann was die halt sehen oder woran die merken, dass wir jetzt nicht aus der Türkei sind sondern aus Deutschland kommen.

Ich bin wirklich ein Mischmasch. Aber ist natürlich ne andere Frage wie Deutsche türkischdeutsche Kinder ansehen oder auch die in der Türkei Deutschtürken anschauen.

O-Ton Metim Aydogdu:

Ich bin in Deutschland geboren, und das ist wirklich so, dass man sich dann in Deutschland mehr als Deutscher fühlt, und in der Türkei dann mehr als Türke. Ich würde sagen, kulturell bin ich eher Türke. Und als deutsch würde ich bezeichnen, diese Disziplin, Pünktlichkeit. Zielorientierter sein.

Erzählerin:

Metim Aydogdus Eltern kamen aus dem Norden der Türkei, der Vater, der gelernter Friseur war, hatte, wie so viele andere, in den Ford Werken einen Arbeitsplatz am Fließband gefunden. Und so wuchs Metim Aydogdu in einer Arbeitersiedlung auf, die zum Gutteil eine „Gastarbeiter“-Siedlung war. Bunt gemischt, was ihm gut gefiel.

O-Ton Metim Aydogdu:

Man kennt sich untereinander und man spielt miteinander, ob es jetzt draußen auf dem Hof ist oder im Winter in der Wohnung. Und Pubertät war dann so, dass wir so ne Clique hatten, ja, und da waren Griechen, Italiener, Türken, Deutsche, Mädels, Jungs. Und da haben wir einfach zusammengehungen, und wir haben auch so Sachen unternommen, und man hatte auch Freundinnen gehabt und ah ja.

Erzählerin:

Die Gemeinschaftssprache der Clique war deutsch. Aber nicht nur:

O-Ton Metin Aydogdu:

Also, wir haben dann losgeredet halt, und dann ist es so, manchmal fällt einem das Wort nicht ein, ob es jetzt auf Deutsch ist oder türkisch ist, dann nimmt man einfach das andere, was in dem Moment einfällt und es gibt auch so Wörter, was auf Deutsch gar nicht gibt, die nimmt man meistens in Türkisch und ja man hat sich dran gewöhnt

sozusagen so zu reden. Im Nachhinein überlege ich, das ist eigentlich nicht so besonders gut für die Sprache, aber das hat uns damals keiner gesagt, dass man das nicht machen sollte, und da haben wir halt so geredet. Ich mein ich hab auch Freunde, einen Italiener zum Beispiel, mit dem bin ich fast aufgewachsen, der kann würd ich sagen schon perfekt türkisch, der war auch mit mir schon in der Türkei. Und ich habe wiederum einen Freund, ein Grieche, der kann zwar nicht perfekt türkisch, aber der versteht einiges, der redet auch ein bisschen türkisch. Und ja, es ist ne schöne Sache halt, na.

Erzählerin:

Metin Aydogdu erinnert sich sichtlich gerne an diese Zeit und an die Mehrsprachigkeit seiner Freundesclique. In der, obwohl sie alle in Deutschland lebten, Deutsch offenbar keine besonders wichtige Rolle spielte.

O-Ton Metin Aydogdu:

Wenn ich beim Nachbarn war und ich dann mitbekommen habe, dass mein Freund mit der Mutter auf Italienisch redet, habe ich dann so Sachen wie „mangiare!“, jetzt wird gegessen!, oder „ciao“ zum ersten Mal zu hören bekommen und als der dann bei mir war und meine Mutter auf Türkisch irgendwelche Sachen zu mir gesagt hat, dann hat er immer gefragt, was heißt das, was hat deine Mutter jetzt gesagt? Das war ne schöne Zeit.

Erzählerin:

Wie Metim Aydogdu wuchsen viele Kinder der sogenannten „Gastarbeiter“ auf. Und die deutsche Sprache spielte dabei oft keine allzu große Rolle. Bis aus dem Arbeiterkind ein Gymnasiast wurde. Metim Aydogdu war ein guter Schüler, der Vater hatte inzwischen eine Stelle in einer Druckerei gefunden, und der Sohn sollte die Chance bekommen, gesellschaftlich aufzusteigen. Er blieb jedoch nur bis zur mittleren Reife auf dem Gymnasium, dann begann er eine Ausbildung als Drucker. Seither arbeitet er in diesem Beruf und verfolgt mittlerweile traurig dessen Sterben. Und nicht nur das: Er stellt auch immer häufiger fest:

O-Ton Metim Aydogdu:

Ich werde als Ausländer hier nicht als Deutscher gesehen, das wird auch nie so sein. Also nicht nur bei mir sondern bei allen Ausländern. Man hat durch all die Jahre Erfahrungen gesammelt und ich bin auch der Meinung, das wird mehr, nicht weniger. Und da muss in Deutschland was getan werden, definitiv.

Erzählerin:

Metim Aydogdu ist allerdings emotional nicht darauf angewiesen, wie Deutsche ihn sehen und mit ihm umgehen. Denn da ist ja, wie auch bei seiner Frau, die Familie... Dass die Familie als ein Anker erlebt wird, als emotionale Zuflucht, als Heimat, das trifft auch auf viele andere Migrantinnen und Migranten zu. Zu diesem Schluss kommt zumindest ein Gutachten zum Thema Migration und Familie, das der Wissenschaftliche Beirat für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Auftrag gegeben hat. Diese Nähe kann so direkt jedoch nur funktionieren, wenn die Mitglieder der Familie in erreichbarer Nähe zu einander wohnen. Lebt jedoch die Tochter mit ihrem deutschen Mann in Köln, während die Eltern in Süddeutschland geblieben sind, wohin sie einst als Arbeitsemigranten gekommen waren, dann kann, so die Erfahrung von Valentina Dobrosavljevic, auch eine gewisse Distanz entstehen.

O-Ton Valentina Dobrosavljevic:

Ich glaube, für meine Mutter wäre das allerschönste, wir würden alle zusammen in einem Mehrgenerationenhaus leben, und sie könnte ihre Enkelkinder sehen, und sie könnte für alle kochen, und man könnte sich auf einen Kaffee besuchen kommen. So.

Erzählerin:

Das jedoch können Valentina Dobrosavljevic und ihre Schwester den Eltern nicht bieten. Sie sind berufstätig, wohnen hunderte Kilometer weit entfernt, haben selten Zeit, die Eltern zu sich einzuladen und, wenn überhaupt, nur im Urlaub die Möglichkeit, sie zu besuchen. Was vor allem die Mutter kränkt. Aber, fügt Valentina Dobrosavljevic schließlich mit einem Lächeln hinzu:

O-Ton Valentina Dobrosavljevic:

Unterm Strich ist sie glaub ich schon stolz auf ihre Kinder. Wir haben Jobs, wir haben unsere Schulausbildung gut zu Ende gebracht, und meine Eltern hatten schon ihren Anteil daran, indem sie uns einfach auch unterstützt haben.

Erzählerin:

Valentina Dobrosavljevics Eltern und ihre Schwester kamen Anfang der Siebzigerjahre aus dem Kosovo nach Deutschland. Sie selbst wurde in Deutschland geboren. Der Vater war Schlosser, er arbeitete in der Fabrik, wie auch die Mutter. Wie fast alle Arbeitsmigranten gingen auch sie davon aus, dass sie ein paar Jahre in Deutschland bleiben und dann nachhause zurückkehren würden. Die Töchter sollten also Deutsch lernen, aber ihre Muttersprache nicht verlieren. Auch der Freundeskreis der Familie bestand vor allem aus jugoslawischen Arbeitskolleginnen und Kollegen. Mit Deutschen hatten die Eltern und damit auch die beiden Töchter nur wenig Kontakt.

O-Ton Valentina Dobrosavljevic:

Also klar, so über die Eltern meiner Freundinnen und Freunde oder über die Eltern der Freunde meiner Schwester, aber da ging's jetzt über Höflichkeits-Kaffeetrinken, dann abholen der Kinder nicht hinaus. Aber ich kann jetzt auch nicht sagen, dass das von irgendeiner Seite besonders angestrebt wurde, also meine Eltern fühlten sich wohl. Die hatten eine Riesengemeinschaft, und so lange das Ganze mit Jugoslawien noch hielt, weiß ich auch, dass das ein unheimlich vielfältiger großer Freundeskreis war. Mit `nem jugoslawischen Kulturzentrum, wo sie auch mich einmal die Woche in die jugoslawische Schule geschickt haben, damit ich eben die Sprache auch über so einen Hausgebrauch lerne, auch schreiben und lesen lerne kyrillisch.

Erzählerin:

Die kleine Valentina war eine gute Schülerin. So gut, dass sie eine Empfehlung für das Gymnasium bekam. Der sie, mit der Erlaubnis ihrer Eltern, auch folgte.

O-Ton Valentina Dobrosavljevic:

Ich hatte in meiner ganzen Schullaufbahn gute Lehrer, die das Potential, was sie in mir gesehen haben, auch gefördert haben. Ich hatte ´ne Englischlehrerin, die abends bei meiner Mutter angerufen hat und gesagt hat, "ich finde Valentina sollte sich für dieses Stipendium bewerben und in die USA gehen". Und meine Mutter so: "Was willst du machen?"

Erzählerin:

Sie wollte das Stipendium bekommen. Und bekam es auch. Damals, erinnert sie sich, pasierte das alles einfach, und sie freute sich darüber. Heute denkt sie darüber nach, warum und wie das geschehen konnte.

O-Ton Valentina Dobrosavljevic:

Ich weiß, dass man davon nichts Strukturelles ablesen kann, außer dass es einfach immer jemanden braucht, der in einem was sieht. Und der das dann halt fördert. Auch später im Studium, da hatte ich auch Glück, weil meine Eltern hatten einfach kein Studium, und es gab niemanden, der mir erklären konnte, wie das funktioniert und wie man sich organisiert. Die hatten einfach das Vertrauen, dass ich das schon mache.

Erzählerin:

Und das tat sie. Sie machte Abitur, studierte Publizistik, wurde schließlich Redakteurin. Irgendwann beantragte sie dann auch die deutsche Staatsbürgerschaft. Und wurde sich dadurch wieder verstärkt ihrer Herkunft bewusst.

O-Ton Valentina Dobrosavljevic:

Ich hatte lange Schwierigkeiten mit diesem deutschen Pass. Also auch so technische Schwierigkeiten, weil ich eine gemeldete Serbin im Kosovo bin und dann natürlich die Papiere irgendwo quer verteilt sind. Und meine Mutter war diejenige, die das mit Sicherheit nicht toll fand, dass beide ihrer Töchter ihren Pass ablegen und den deutschen Pass jetzt nehmen. Aber sie war diejenige, die halt Kontakte geknüpft hat und die Papiere besorgt hat, die wir gebraucht haben und gesagt hat, naja, wenn's halt so ist, dann ist es so, ich kann's verstehen.

Erzählerin:

Und sie ist, wie auch Valentina Dobrosavljevics Vater, stolz auf ihre Tochter: Die muss nicht in der Fabrik arbeiten. Die macht Sendungen im Radio! Und, was vielleicht das wichtigste ist: Die hält sich deshalb nicht für etwas Besseres.

O-Ton Valentina Dobrosavljevic:

Ich glaube, meine Mutter freut sich diebisch, dass ich mittlerweile hin und wieder mal anrufe und frage, „kannst du mir einmal bitte ganz genau erklären wie man Gibanica macht?“ Weil das ist ja etwas, was ich komplett ausgelassen hab, in meinem Großwerden, dieser kulinarische Aspekt, und ich weiß wie wichtig das ist. Also, wenn wir zu meinen Eltern fahren, dann wird halt sofort gefragt, was wollt ihr essen, was soll es geben, wenn ihr ankommt, was wünschst du dir, und ich wünsch mir dann tatsächlich so dieses Soul-food von früher.